



Rittergut Briesen

Kapitel 10



Als ich Baronin Olga Kalau vom Hofe die breite, mit bunten Teppichen belegte Freitreppe herunterkommen sah, kam ich mir ganz klein vor. Ihre erste Frage war: „Können Sie Hühner füttern?“ Über diese Frage war ich fast entsetzt, denn meine Vorstellungen von einer Beschäftigung in einem solchen Schloss waren ganz andere. Erinnerungen an meine Zeit als Dienstmädchen in Cottbus wurden in mir wach. Meine Mutter übernahm für mich die Antwort und fragte zurück:

„Sucht Frau Baronin denn nicht ein Küchenmädchen?“

„Natürlich, natürlich“, antwortete die Adelsfrau, „aber die Hühner gehören auch dazu.“ Das hörte sich schon besser an. Dann antwortete ich zur Zufriedenheit der Frau Baronin:

„Selbstverständlich kann ich auch Hühner füttern, das mache ich zu Hause jeden Tag.“

Das kurze Gespräch war damit fast beendet. Zu meiner zukünftigen Tätigkeit erfuhr ich nur noch, dass ich am ersten August die Stelle antreten könnte und fünfzehn Mark monatlich erhalten würde. Ich nahm das Angebot an.

*



Am ersten August 1936, morgens um halb acht, erhob ich mich von der Holzbank im Waggon der Spreewaldbahn. Pfeifend fuhr der Zug im Bahnhof ein. „Briesen, Spreewald!“, hörte ich den Schaffner mit seiner roten Mütze nach einem Pfiff auf seiner Trillerpfeife rufen. Ich nahm meinen Koffer, hangelte mich durch den ruckenden Waggon und ging eilig die Tritte runter zum Bahnsteig. Jetzt war Eile geboten, denn um acht Uhr sollte ich mich zum Dienstantritt vor dem Schloss des Rittergutes einfinden, und das lag am anderen Ende des Ortes.

Ich eilte die Dorfstraße entlang und hatte es genau geschafft. Pünktlich wie vereinbart stand

ich nun erwartungsvoll vor diesem erhabenen Gebäude, den Blick in eine gepflegte Schlossparkanlage gerichtet. Die Sträucher, Bäume, Wege und der adrette Rasen stellten sich mir als gelungenes Ensemble der Gartenkunst dar. An diesem sonnigen Samstagmorgen war ich eigentlich nicht zum Bewundern dieser schönen Architektur hier, auch wenn sie mir gefallen hatte. Aber ich stand wie bestellt und nicht abgeholt vor diesem Schloss. Dann näherte sich ein Kutscher. Vier weiße Pferde zogen seine noble Karosse die dann genau vor mir stoppte.

„Bist du das neue Küchenmädchen?“, fragte er.

„Ja“, sagte ich, „ich warte hier schon eine viertel Stunde und keiner kommt!“

„Gehe mal in die Leutestube“, sagte er dann und wies dabei auf eine Tür.

Beim Öffnen der Tür erinnerte ich mich sofort an die Richters in der Cottbuser Wernerstraße: die wurmstichige Treppe und die unwürdige Kammer. Das Mobiliar hier bestand aus einem dunkel gebeizten Kiefernholztisch, dessen Wurmlöcher drohend das Auseinanderfallen prophezeiten, einem ebenso antiken Schrank voller leerer Einweckgläser und vier Stühlen von gleicher Beschaffenheit. Es sah aus, wie in einer Stube armer Leute. Ich betrat diese sogenannte Leutestube, prüfte einen Stuhl auf Stabilität und setzte mich, als ich ihn für stabil genug erachtete. Beinahe hatte ich es schon wieder bereut, diese Stelle angenommen zu haben.

Die gesamte Schulzeit hindurch träumte ich von einem einzigen Beruf, und der war Schneiderin. Für Kinder aus ärmeren Familien blieb so eine Lehre aber meist Illusion, denn es gab keinen Lehrlingslohn. Im Gegenteil, die Eltern mussten noch dazu zahlen. Für Mädchen gab es sonst kaum Ausbildungsmöglichkeiten. Die meisten wurden daher eben Dienstmädchen. In Fabriken, vor allem in der Rüstungsindustrie konnte man auch als Mädchen eine Anstellung finden und sogar viel Geld verdienen. Dann gab es noch den Arbeitsdienst. Arbeitslose sollten sich freiwillig in einem Arbeitslager zusammenfinden, um von hier aus für eine befristete Zeit einer gemeinnützigen Tätigkeit nachzugehen.

*

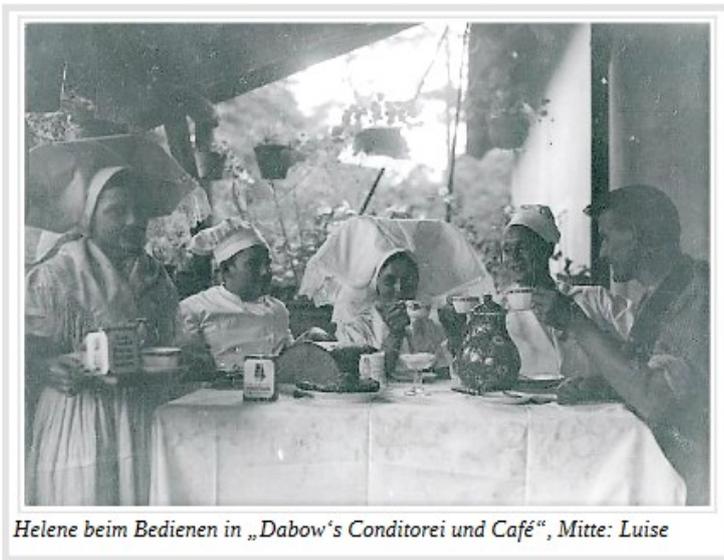
Ich saß also in diesem grauen Raum, an deren Wänden stellenweise der Putz abgeplatzt war. Langsam kamen bei mir Zweifel auf. Hatte der Kutscher mir den richtigen Raum zugewiesen?

Zu weiteren Überlegungen kam ich aber nicht mehr, denn plötzlich ging die Tür auf und ein flottes Mädchen kam herein, das nicht wenig staunte, mich hier anzutreffen. Das Mädchen hieß Helene und bediente einst in „Dabow's Conditorei und Café“ in Burg. Sie war eine Verwandte der Bäckerfamilie, für die meine Mutter Backwaren ausfuhr und bei denen ich mich als Schulkind oft aufhielt. Inzwischen war sie vierundzwanzig Jahre alt und ich siebzehn.

„Minna!“, rief sie erfreut. „Was machst du denn hier?“, und dann begrüßten wir uns. Helene erzählte, dass sie die letzten vier Jahre im Lokal ihres Onkels in Köln Berufserfahrungen gesammelt hat und jetzt hier im Schloss als Zimmermädchen arbeiten möchte.

Ich merkte an ihrem Auftreten, dass sie in ihrem bisherigen Arbeitsleben eine große Portion Selbstsicherheit dazu gewonnen hatte. Das bestätigte sie dann auch, als ich ihr von meiner Wartezeit erzählte mit den Worten:

„In diesen Zeiten muss man sich durchsetzen. Wenn keiner kommt, dann muss man halt wieder gehen.“



Jedenfalls freuten wir uns beide über unser Wiedersehen und vor allem, dass wir nun eine gemeinsame Arbeitsstelle gefunden hatten. Wir unterhielten uns über alte Zeiten, aber langsam hatten wir das Warten in diesem tristen grauen Raum satt.

Als Helene gerade fragte:

„Wie lange sollen wir noch in dieser Bude warten?“, ging die Tür auf und eine etwa vierzigjährige Frau trat ein und stellte sich uns vor:

„Scholz heiße ich, Käthe Scholz, und bin hier im Schloss die Mamsell.“ Sie setzte sich auf einen freien Stuhl. „Ich habe von der Frau Baronin

die volle Verantwortung für Haus und Küche übertragen bekommen. In jeder Lage haben sie sich nur an mich zu wenden.“

Nachdem wir zwei uns dann auch vorgestellt hatten, ging es eine Tür weiter in die schöne große Schlossküche mit weiß geschauerten Möbeln und schwarz-weißen Fliesen an der Wand. Vor einem fast drei Meter langen Küchengerät blieb sie mit uns stehen.

„Fräulein Minna“ sagte sie, „dieser Herd ist ihr Arbeitsplatz. Er ist mit Holz und Kohlen zu befeuern. Für die Beschaffung des Brennmaterials sind sie verantwortlich. Mein Arbeitsplatz ist der Anrichtetisch neben dem Herd. Der ist auch gleichzeitig mein Esstisch.“ Auf diesen Anspruch schien die Mamsell Wert zu legen, denn sie fuhr fort:

„Alles übrige Personal isst in der Leutestube.“

Das war mit Helene nicht zu machen. Sie sorgte gleich für klare Verhältnisse.

„Fräulein Scholz“, sagte sie, „das geht so nicht. Ich habe mich immerhin als perfektes Stubenmädchen mit vielfältigen Kenntnissen beworben und wurde als solches eingestellt und Minna hat auf ihrem Gebiet auch bereits Erfahrungen gesammelt. Diese Herabwürdigung lassen wir uns nicht gefallen. Wir essen genau wie sie in der Küche und nicht in der Leutestube, basta.“

Die Mamsell schnappte nach Luft und fand zunächst keine Worte. Schließlich willigte sie mit einer Einschränkung ein.

„Auf keinen Fall essen wir an einem Tisch. Sie können meinetwegen am Topfschrank essen.“

Damit erklärte sich Helene dann einverstanden. Der Topfschrank bestand aus glatt gehobelten Brettern mit einer größeren Holzplatte obendrauf. Er stand direkt neben dem Anrichtetisch der Mamsell. Dort durfte er dann aber auch nicht stehen bleiben. Seinen neuen Platz bekam er in der äußersten Ecke der Küche. Die Gepflogenheiten waren also zur Zufriedenheit aller geklärt.

Wie wir bald feststellten, hatte dieses Möbelrücken auch seinen guten Grund und war wohlüberlegt von der Mamsell. Ihr stand in der Reihenfolge der erste Tisch zu. Das war ein bedeutendes Privileg, denn am ersten Tisch war sie berechtigt, das Essen der Herrschaften für sich zu beanspruchen. So, wie die Speisen ins Esszimmer der Herrschaften getragen wurden, bekam es also auch die Mamsell an ihrem ersten Tisch gereicht. Das musste die Baronin der Mamsell zugestehen, denn sie war diejenige, welche die ganze Hauswirtschaft im Rittergut schmiss. Mit ihr wollte es sich die Baronin nicht verscherzen.

Bei drei Portionen am ersten Tisch stünde das erste Essen sicher auch für die Mamsell in Frage. Der zweite Tisch, also der Topfschrank, wurde nun neu eingeführt. Helene und ich bekamen nicht das Essen der Herrschaften, aber schlecht war es natürlich auch nicht. Wie uns die Mamsell erklärte, bekamen die ledigen Ackerkutscher den dritten Tisch draußen in der Kammer, durch welche man zur Waschküche hindurchging.

Oft wurden drei verschiedene Essen zubereitet. Manchmal brachte die Baronin es fertig und reichte der Lene, wie alle Helene nannten, einen benutzten Teller mit etwas „Feinem“ darauf. Dieses „Feine“ war dann offensichtlich ein Rest, den der Herr Baron oder die Frau Baronin nicht mehr schafften, weil sie satt waren. Das sollte eigentlich eine bevorzugte Behandlung des Stubenmädchens Lene bedeuten. Aber diese beabsichtigte Bevorzugung kam nicht so gut an, und die „feinen Sachen“ landeten im Abfalleimer.

Ich hatte meinen ersten freien Tag und fuhr nach Hause. Meine Mutter belehrte mich wieder mal, immer gehorsam zu sein, wenn es auch schwerfallen sollte. Sie meinte, dass ich so am meisten lernen würde. Wenn meine Vorgesetzten mit mir zufrieden sein würden, werde sich das doppelt auszahlen. Sie hatte sicher Recht und ich befolgte ihren Rat auch.

Die Mamsell zog mich bald ins Vertrauen. So erzählte sie mir aus ihrem Privatleben, das nicht leicht für sie war, wie sie sagte. Dass ich in der Fleischerei Graz schon einige Kochkenntnisse erlangt hatte, freute sie. Bald machte sie mich für einige Gerichte verantwortlich. Arbeiten musste ich tüchtig. Neben meiner eigentlichen Aufgabe am Herd hatte ich noch die Hühner und Puten zu füttern und die Ställe sauber zu halten. Stunden durfte ich nicht zählen, dafür hatte ich es aber bei der Mamsell gut. Ihre schrullige altmodische Art störte mich nicht. Ich nahm sie so, wie sie war. Von so manchem Leckeren aus den Töpfen und Schüsseln des ersten Tisches durfte ich öfter mal kosten. Sie sagte zu mir manchmal: „Minnachen, das was sie aus dem Topf heraus essen, ist appetitlicher als das vom Teller der Baronin.“ Und im Topf blieb meist etwas Gutes für mich drüber.

Auch mit Lene verstand ich mich ganz prima. Einmal erzählte sie mir, wie man eine „Frau von Welt“ wird. So sehr sie sich mit ihren Ratschlägen auch bemühte, ich wollte lieber so bleiben, wie ich war. Eine „Frau von Welt“ in ihrem Sinne wollte ich lieber nicht sein, denn dazu eignete ich mich überhaupt nicht. Ich würde die Männer einmal nie so oft wechseln wollen, wie sie es tat. Ein Verehrer, der es ehrlich mit mir meinen würde, hätte mir gereicht.

Lene versuchte, die Mamsell, die sie als komische alte Jungfer betitelte, hin und wieder auf den Arm zu nehmen. So brachte sie nach Feierabend mal einen Freund, der auch nicht mehr der Jüngste war, mit in die Küche. Mit ihm testete sie, wie sich die Mamsell in Männernähe benimmt. Natürlich benahm sich die Mamsell etwas schrullig und komisch, als Lenes Freund die Mamsell ein wenig am Arm streichelte. Ich war der Meinung, dass dieses Verhalten gegenüber der Mamsell unanständig war. Sie warf dann mit ernstem Ton und zu Recht, wie ich meinte, den Mann aus der Küche. Wenn er nicht sofort ginge, wollte sie die Herrschaft in Kenntnis setzen. Das

zeigte Wirkung, denn Lene verließ mit ihrem Geliebten die Küche. Anscheinend wollte sie ihre Arbeitsstelle nicht aufs Spiel setzen.

Mal wurde ich in einer hellen Mondnacht von einem Klappern geweckt. An Schlossgespenster glaubte ich nicht, also konnte es nur etwas Irdisches sein. Holzwürmer, wie bei den Richters in Cottbus waren es nicht. Das hörte ich sofort heraus. Als sich das Klappern verstärkte, verließ ich schnell meine waagerechte Schlafhaltung und saß in meinem Bett. In die Nacht hinein lauschend, wollte ich ergründen, was der Auslöser dieses Klapperns sein könnte. Ich stellte fest, dass die Geräusche in meinem Zimmer stattfanden. Mein Fenster stand in dieser warmen Augustnacht weit offen. Sofort war mir die Ursache der Geräusche klar. Es waren kleine Steinchen, die sich durch das geöffnete Fenster bewegten. Beim Aufprall auf dem Fußboden verursachten sie diese nächtliche Störung.

Im Schutz meines Kissens ging ich zum Fenster. Unten im Hof sah ich keine Menschenseele, aber ein leises Kichern und Lachen war zu vernehmen. Ich regte mich über den Spaß nicht auf, denn es konnte ja nichts passieren. Mein Zimmer befand sich immerhin oben in der ersten Etage. Also legte ich mich wieder hin, in dem Glauben, dass es den Spaßvögeln mit der Zeit langweilig werden würde.

Plötzlich war ich hellwach. Jetzt waren es Kratzgeräusche, die mich weckten. Das klang so, als tastete sich jemand an meiner Zimmerwand entlang. Vor Schreck stand ich nun in meinem Bett, aber ich sah niemanden. Das helle Mondlicht leuchtete mein Zimmer komplett aus. Ich verließ mein Bett und tastete mich bis zum Fenster die Wand entlang. Dann bewegte ich vorsichtig meinen Kopf vor die Fensteröffnung. Im gleichen Moment tat das auch jemand von außen. Wir sahen uns in die Augen. Vor Schreck schrie ich laut auf. Auch der Bursche, der auf dem Eisengitter des eine Etage tiefer gelegenen Waschküchenfensters stand, muss einen Schreck bekommen haben.

„Na warte!“, dachte ich. Und ehe er durch mein Fenster oder wieder zurück auf das Fensterbrett des Waschküchenfensters gelangen konnte, hatte ich meine Wasserkanne vom Waschtisch genommen und goss sie ihm über den Kopf. Dann schloss ich schnell das Fenster. Von unten im Hof hörte ich hallendes Gelächter. Ein paar Steinchen landeten noch an der Fensterscheibe, dann kehrte Ruhe ein. Damit, so dachte ich, hat sich diese Neckerei erledigt und ich schlief ein.

Am nächsten Morgen kam Lene zu mir mit der Nachricht, dass ich mich sofort bei der Frau Baronin zu melden hätte. „Oje“, dachte ich, „was will die denn von mir?“ Wichtig war nun für mich, das geforderte Prozedere einzuhalten. Ich begab mich schnell in Richtung der Gemächer von Frau Baronin. Beim Eintreten fragte ich:

„Frau Baronin wünschen?“

Olga Kalau vom Hofe war sehr ungehalten. Ich bekam eine Standpauke von ihr zu hören, die sich gewaschen hatte. Sehr entrüstet sagte sie zum Schluss:

„Einer der Kerle rief: ‚Olga, ich küsst dir die Hand!‘. Ich verbitte mir, solche Dinge in Zukunft aufkommen zu lassen. Minnachen, ich habe beobachtet, dass dieser Krach an ihrem Fenster anfang. Ich werde alles der Polizei übergeben.“

„Jawohl, Frau Baronin!“, sagte ich, wie es sich für mich gehörte und verließ ihren Salon. Da hatte ich mein Fett weg und konnte wieder mal überhaupt nichts dafür.

Die ganze Sache verlief aber zu meinem Glück im Sande. Die Polizei hatte nämlich zu dieser Zeit mit dem Adel nichts mehr am Hut und so brauchte ich nicht mal als Zeugin erscheinen. Den Burschen, bekam ich mit, ist dann auch nichts passiert. Im Gegenteil, sie teilten gemeinsam mit den Polizisten ihren Spaß. Die Baronin hatte sich bald beruhigt und auch ich hatte wieder meine Ruhe. Mit Burschen wollte ich sowieso keinen Kontakt aufnehmen. Ausgang hatte ich eh nicht bei den Herrschaften, weil ich noch nicht achtzehn Jahre alt war. Die Arbeitsstelle gefiel mir trotzdem gut und so fügte ich mich halt.

Einmal hatte auch ich die Möglichkeit, die Frau Baronin in ihrem Schlafgemach zu sehen. Lene hatte frei und ich sollte der alten Dame frisches Wasser bringen. Ich trat mit dem gewohnten Prozedere ein und war sehr erschrocken über ihren Anblick. Ich stellte fest, dass die Baronin eine ganz andere war, als wir sie tagsüber mit dem Baron und Pümpernelle, dem kleinen Hund, der so etwas Ähnliches, wie ein Dackel war, im Park oder Schloss begegnet waren. Sie hatte im Bett völlig zerzaustes, graues und sehr dünnes Haar, sodass ich sie kaum erkannte. Am Tage trug sie eine schöne braune Perücke, mit der sie viel jünger erschien.

Olga Kalau vom Hofe war zwar eine Frau von Adel, aber dennoch eine Frau mit Vorzügen und Nachteilen, wie jede andere Frau sie auch hatte. So rutschten ihr beim Laufen immer die Strümpfe etwas herunter. Lene erinnerte sie dann vorsichtig, so dass es niemand mithören sollte:

„Frau Baronin rutschen die Strümpfe herunter.“ Die Baronin zupfte ein wenig an den Beinkleidern und ging weiter, meist ihren kleinen Hund an der Seite.

Wenn ihr der Kleine mal weglief, dann rief sie mit ihrer eigenwilligen schrillen Stimme laut durch den Park: „Pümpernellchen, Pümpernellchen!“, so dass es auch der letzte Schlossangestellte amüsiert vernehmen konnte. Pümpernelle hatte es aber gut bei den Herrschaften, nicht so die Kutscher und anderes Gesinde. Nachts hatte Pümpernelle seinen Platz am Fußende des Bettes der Baronin auf einem zusätzlichen kleinen, bunten Daunenbett. Es war immer etwas schmutzig.

Der Baron war ein alter, sehr ruhiger Mann. Er bekam alles, was er aß, mit der Briefwaage abgewogen, weil er zuckerkrank war. Von der Mamsell erfuhr ich vieles von ihm: Dass er Oskar Freiherr von Wackerbarth heiße und auch von Bomsdorf genannt würde, dass er am 13. November vierundsiebzig Jahre alt werden würde und sogar Assessor juris sei. Als Landrat des Landkreises Cottbus hätte er sich sogar für die Errichtung der Spreewaldbahn und den Bau des Bismarkturmes in Burg engagiert.

*

Ende August feierte das Gut sein alljährliches großes Erntefest zu welchem uns der Melkermeister, der damals Schweizer genannt wurde, einlud. Er sagte, dass nach altem Brauch die Herrschaft mit dem gesamten Schlosspersonal daran teilnehmen würde. Lene sagte zu, sie hatte einen Freund aus dem Dorf, den sie mitnehmen wollte. Die Mamsell hingegen wollte sich das noch überlegen. Sie hatte keine richtige Lust, dort hinzugehen. Ich war geteilter Meinung, weil ich mich fragte: „Wer weiß, mit welchen Sitten so etwas verbunden ist“, und erzählte der Mamsell von meinem ersten Jugendtanzabend. Sie fand, für mich überraschenderweise, diese Sitten nicht ungewöhnlich. Sie kannte das. „Hier in Briesen wird beim Erntefest abends nur getanzt und es gibt ein Essen“, sagte sie. „Minna, wenn du mir versprichst, mit mir gemeinsam nach Hause zu gehen, würde ich gern mitkommen.“ Ich war dann auch einverstanden und wir sagten beide zu.

Ich zog mein neues Kleid aus einem aufgetrennten Rock der Tracht an. Es stand mir richtig gut und ich merkte auch beim Betreten des Saales, dass die Männer, die an der Theke standen, ihre Blicke in meine Richtung warfen. Ob diese mir oder der neben mir gehenden Mamsell galten, wusste ich nicht so genau. Aber die Mamsell mit ihrem zugeknöpften altmodischen Kleid war für die Briesener jungen Männer sicher nicht so interessant. Mich kannte hier noch niemand, denn erstens war ich noch nicht all zu lange im Schloss tätig und zweitens hatte ich sonst ja noch keinen Ausgang. Lene stand mit ihrem Freund bei unserem Eintreffen mit einem Weinglas in der Hand bereits an der Theke und winkte uns zu. Sie hatte schon einen Tisch reserviert, an dem auch Platz für uns zwei vorgesehen war.

Der Tanz begann und die Männer, die solange an der Theke standen, rannten zu den Tischen, um eine der Frauen oder Mädchen zum Tanz aufzufordern. Auch ich verpasste zum Leidwesen der Mamsell kaum eine Tour. Was mir besonders gut gefiel, waren die kurzen Auftritte der Briesener Mädchen in den Tanzpausen. Sie stellten sich im kleinen Kreis auf und sangen Volkslieder. Da hörte ich das Lied „Am Holderstrauch“ zum ersten Mal.

Von Musik und Gesang war ich von je her immer begeistert. Ich erinnerte mich beim Gesang der Mädchen an eine Trachtengruppe aus Süddeutschland, die einmal nach Burg kam und dort in einer Gaststätte bei offener Saaltür tanzte und sang. Es war 1933 nach meiner Schulentlassung. Als ich die Musik hörte, lief ich schnell dort hin und stellte mich in meiner Spreewaldtracht zu den anderen Zuschauern. Der Volkstanz war zu Ende und die Kapelle spielte einen Walzer. Einer aus dieser fremden Tanzgruppe forderte mich zum Tanz auf. Ich rannte weg und versteckte mich sofort hinter den Zuschauern. Alle lachten und neben mir fragte ein älteres Mädchen:

„Warum bist du denn so schnell fortgelaufen?“

Ich sagte zu ihr:

„Ich kann überhaupt nicht tanzen, da hätte ich mich schön blamiert.“

Sieklärte mich auf, wie ich mich zu verhalten hätte und dass es unhöflich wäre, dem Jungen den Tanz abzuschlagen.

Inzwischen waren drei Jahre vergangen und mit dem Tanzen kam ich schon ganz gut klar. Der Erntetanz war in vollem Gange.

In einer Tanzpause stand plötzlich der Schweizer, den hier alle Franz nannten, mit einem kleinen blonden Burschen mitten auf der Tanzfläche. Sie unterhielten sich und schauten immer wieder mal zu unserem Tisch herüber.

„Der sieht ja wie der Schweizer aus“, hörte ich vom Nebentisch. „Die beiden sind sich ja auffallend ähnlich, nur dass der Fremde viel kleiner ist.“ Auch die anderen Mädchen tuschelten miteinander. Scheinbar zeigten sie Interesse an diesem jungen Mann. Eine sagte:

„Ich schätze ihn zwanzig Jahre.“

Als die Musik wieder einsetzte, kam doch der Fremde mit flottem Schritt geradezu in Richtung Mamselltisch, an dem ich natürlich auch saß. Die Mamsell flüsterte erschrocken:

„Minnachen, der kommt ja zu ihnen!“ Ich wollte es nicht glauben, aber dieser blonde junge Mann, der wirklich genauso aussah, wie der Schweizer, stand vor meinem Platz, verbeugte sich und forderte mich zum Tanz auf. Irgendwie freute ich mich über diese Tanzaufforderung, dass er gerade mich als seine erste Tänzerin auserwählt hatte. Ich verspürte, dass die anderen Mädchen rundherum auch von ihm sehr angetan zu sein schienen. Aber nun tanzten wir zwei, und das eigentlich gleich ziemlich flüssig. Um während der ersten Schritte mit ihm ins Gespräch zu kommen, entschuldigte ich mich dann trotzdem für meine mangelnden Tanzfähigkeiten:

„Ich war noch nicht viel zum Tanz, aber ich möchte es richtig lernen“, sagte ich.

„Ach, das geht doch ganz gut“, antwortete er. „Hier wird doch sowieso fast nur Walzer und Rheinländer getanzt.“

Er kam mich dann öfter holen und meine Mamsell berührte mich aufgeregt am Ärmel und fragte:

„Minnachen, hältst du dein Versprechen auch ein?“

„Selbstverständlich“, sagte ich und hielt am Ende dann auch Wort.

Der fleißige Tänzer erzählte mir, dass er hier in Briesen für seinen Bruder die Vertretung im Stall übernahm, da der Bruder das gesamte Erntefest zu leiten hatte, und dass er öfter in Vertretung hier arbeiten würde. Er stellte sich als Paul vor und bot mir auch gleich das „Du“ an. Als er mir dann auch noch erzählte, dass er fast dreißig Kilometer mit dem Motorrad bis Briesen zu fahren hätte, dachte ich bei mir, dass ich vielleicht eine von vielen Mädchen war, die er zu umgarnen versuchte. Vielleicht war er so ein „leichtes Bürschchen“, vor dem man sich in Acht nehmen sollte.

Nun kam es zu dem großen Essen, von dem die Mamsell erzählt hatte. Eine lange Tafel dicht vor der Bühne war für alle vom Schloss, einschließlich Herrschaft vorgesehen. Franz, der Schweizer, hatte alles bestens organisiert. Die Herrschaft und die Schlossangestellten nahmen auf der Bühnenseite der Tafel Platz. Auf der gegenüberliegenden Seite der Tafel saßen die Kutscher, Schweizer und wer sonst noch auf dem Rittergut arbeitete. Und Welch ein Zufall? Genau mir gegenüber saß der kleine Blonde mit den etwas welligen Haaren. Irgendwie kam mir das alles etwas sonderbar vor. Das konnte doch kein Zufall sein. Es fiel mir schwer, geradeaus zu sehen.

Nach dem Essen rief die Kapelle eine Damenwahl aus. Ich überlegte, denn zwei Tänzer waren es, die besonders oft mich zum Tanz aufforderten. Neben dem blonden kleinen Schweizer war es noch ein achtzehnjähriger Bäckergehilfe aus Briesen. Den anderen schätzte ich ja zwanzig Jahre. Ich entschied mich für den Älteren, denn der, so dachte ich, ist ja bald wieder fort. Der Briesener würde vielleicht bei Gelegenheit im Schlosshof auftauchen und ich bekäme womöglich wieder Ärger.

Der Erntetanz neigte sich dem Ende zu. Gemeinsam mit der Mamsell ging ich in Richtung Saaltür. Dort saß Onkel Kito (Christian), der Bruder meines Stiefvaters mit seiner fünfzehnjährigen Tochter noch an einem Tisch. Bei denen verabschiedete ich mich. Der kleine Schweizer saß zufällig daneben und fragte:

„Minna, darf ich dich nach Hause bringen?“

„Nein, danke, ich gehe gemeinsam mit der Mamsell nach Hause, ihr habe ich es versprochen!“, antwortete ich schnell und direkt.

Das hätte ich also geklärt, dachte ich. Die Mamsell freute sich, dass ich Wort gehalten hatte. Als wir in der Nähe des Schlosses waren, traute ich meinen Augen nicht, denn der kleine Schweizer stand schon wieder da. Über einen Umweg machten wir uns schnell davon. Ich wollte auf keinen Fall leichtsinnige Sachen anfangen.

Am nächsten Morgen hatte ich, wie sonst auch immer, vor dem Kuhstall für die Schlossküche die Milch beim Schweizer Franz abzuholen. Da sprach er mich an und sagte:

„Paul hat geschrieben. Er würde dich sehr gern treffen. Lässt sich das nicht einrichten?“

„Er kann ja gar nicht so schnell geschrieben haben!“, sagte ich.

„Nein, aber treffen möchte er dich wirklich gern.“

„Nein, das geht nicht.“, sagte ich. „Ich habe noch keinen Hausschlüssel, weil ich noch nicht achtzehn bin.“

Der Schweizer ließ sich nicht so schnell abwimmeln und antwortete, dass sein Bruder ein anständiger Kerl und fünfundzwanzig Jahre alt sei. Mit der Mamsell wollte er mal sprechen. Ich versuchte ihm das auszureden, und sagte:

„Das hat sowieso keinen Zweck, sie könnte da auch nichts ändern.“

Der Schweizer ging wieder und ehe er mit der Mamsell wirklich sprechen konnte, informierte ich sie zuvor selbst. Zu ihr hatte ich großes Vertrauen. Sie hörte mich gern an, denn sie hatte scheinbar sowieso das Bedürfnis, mir ihre Meinung zu meiner kleinen Bekanntschaft mitzuteilen. Ihre Stimme klang dann auch sehr vertrauensvoll.

„Ich wundere mich überhaupt nicht darüber“, sagte sie. „Übrigens macht der junge Mann, sie wissen, dieser Bruder von dem Schweizer, einen anständigen Eindruck. Das kann ich durchaus gut beurteilen, denn ich habe bei einigen Herrschaften lernen müssen, wie man den menschlichen Charakter aus dem Gesicht ablesen kann. Das verstehe ich auch sehr gut. Deshalb bin ich davon überzeugt, dass er ein guter ehrlicher Mensch ist. Für seine fünfundzwanzig Jahre sieht er sehr jung aus. Minnachen ich glaube, er hat sich in sie verliebt. Nur einen Hausschlüssel darf ich ihnen trotzdem nicht geben, dann bekäme ich Ärger mit der Frau Baronin.“

„Das ist nicht so schlimm“, sagte ich, „ich kann sie ja auch verstehen.“

Die Mamsell erzählte, dass sie in ihrem Leben früher in Schlesien, wo sie herstammte, Pech hatte. Einem Mann dieser Art, sagte sie, sei sie in jungen Jahren leider nicht begegnet. Einmal wäre es vielleicht ein Briefträger aus dem Nachbarort geworden. Er war aber Pole und der Erste Weltkrieg war noch im Gange. Ein Zusammenbleiben war nicht möglich.

„Damit zerschlug sich mein schönstes Verhältnis zu einem Mann“, sagte sie. „Danach hatte ich mit Männern nur schlechte Erfahrungen gemacht und fürchte mich manchmal sogar vor ihnen. Ihnen, Minnachen, wünsche ich mal viel Glück, denn sie sind ‚a gutter Kerl‘“, sagte sie in ihrem schlesischen Dialekt. Dann erzählte sie mir, dass sie mal bei den Herrschaften im kleinen Kreis mit eingeladen war, wo es eine Tischzeitung gab. Über sie wurde vorgelesen: *„Fräulein Käthe Scholz ist aus ganz anderem Holz, sie kann nicht leiden die Männer und bleibt a Einspänner.“* Ich dagegen, meinte sie, sei ja noch so jung und werde sicher mehr Glück haben. Öfter erzählte sie mir, wie man sich in unterschiedlichen Situationen zu verhalten hat. Über Verhaltensregeln lernte ich von ihr sehr viel.

Es verging nur eine kurze Zeit, da erzählte sie mir:

„Der Schweizer hat mich übrigens angesprochen und hat mir viel Gutes von seinem so ehrlichen Bruder Paul erzählt. Der Paul möchte sie gern treffen.“

Ich hörte von diesem Paul nur Gutes, selbst von der Mamsell, deshalb wurde er mir auch immer sympathischer. Etwas neugierig war ich schon und mir gefiel ja auch, wie er so beim Erntefest auftrat. Ich sagte der Mamsell:

„Ich würde Paul gern mal wieder sehen, um ihn ein wenig besser kennen zu lernen, aber das geht ja nicht; oder doch?“

„Minnachen“, antwortete sie darauf, „ich habe mich entschlossen, wenn sie es wollen, für sie auf eigene Verantwortung eine Ausnahme zu machen.“

„Ja, wirklich?“

„Ich würde ihnen meinen Hausschlüssel borgen.“

„Danke, Frau Scholz“, sagte ich übergücklich. „Einen treuen Freund hätte ich schon gern und jetzt glaube ich auch, dass Paul wirklich ein anständiger Kerl und der richtige für mich ist.“

Mir schien, als wäre die Mamsell mindestens genau so glücklich, wie ich es war.

Paul ließ auch nicht lange auf sich warten. Von Franz wurde er bei der Mamsell angekündigt, die es gar nicht erwarten konnte, mir ihren Hausschlüssel auszuleihen. Sie hatte in Paul einen richtigen Narren gefressen. Aber auch ich war aufgeregt, als unser erster Treff stattfand. Es war ja meine erste richtige Verabredung mit einem Mann.

Als wir uns im dunklen Schlosspark unter einem Baum begrüßten, fiel aus der Baumkrone plötzlich ein junger Mann herunter. Es war Pauls jüngerer Bruder Emil, der auf diese Weise seines Bruders neue Freundin kennenlernen wollte. Paul stellte ihn mir vor. Emil verabschiedete sich gleich nach diesem spaßigen Auftritt, um seinem Bruder Franz einen Besuch abzustatten. Vielleicht wollte er uns auch allein lassen. Dass Emil der Witzbold der Familie sei, brauchte mir nicht mehr erklärt zu werden, das hatte ich gleich mitbekommen.

Als mich Paul das nächste Mal besuchen kam, hatte ich noch in der Küche zu tun. Durchs offene Küchenfenster unterhielt er sich lebhaft mit der Mamsell. Als sie erfuhr, dass auch Paul aus Schlesien stammte, wie sie, hatte er bei ihr erst recht einen „Stein im Brett“.

Am nächsten Tag bekam sich die Mamsell in der Schlossküche fast nicht mehr ein vor Begeisterung von meinem kleinen Freund. Immer wieder sagte sie: „Das is a gutter Kerl.“ Mit dem Hausschlüssel gab es keine Probleme.

me mehr. Die Mamsell und Lene verrieten der Baronin nichts von meinem Verhältnis mit Paul und so erfuhr sie erst sehr spät davon.

Aus irgend einem mir nicht bekannten Grund ging Fräulein Scholz aus Briesen fort und es kam als neue Mamsell Fräulein Prasse. Auch mit ihr kam ich ganz gut klar. Fräulein Prasse war bereits Anfang Fünfzig. Sie hatte nicht dieses dominante Auftreten, wie es Fräulein Scholz hatte. Wenn bei ihr mal etwas schief lief, dann geriet sie völlig aus der Fassung. Zum Glück war ich schon ganz gut in der Herrschaftsküche eingearbeitet, so dass wir trotzdem immer alles im Griff hatten. Wenn es Probleme gab, konnte ich ihr immer gut zur Hand gehen.

So auch, als wir ein Gebäck für den Kaffeetisch am Nachmittag herstellen wollten. Es nannte sich „Mallerkoff“. Dieses Gebäck wurde in einer Blechdose mit Klappdeckel, in dem sich ein kleines Loch befand, zubereitet. Der Mallerkoff war für den Herrn Baron gedacht, da er ohne Zucker, mit Kümmel, Salz und anderen Gewürzen hergestellt wurde. Beim Gehen des Teiges entstand in der Blechdose ein Druck. Vor dem Backen durfte die Dose nicht geöffnet werden, aber gerade dies hatte das Fräulein Prasse versehentlich getan. Nach dem Knall hatten wir beide den Teig von Wänden, Decke und Fußboden entfernt. Am Ende war das gute Fräulein glücklich und drückte mich, denn ich hatte bereits nebenbei eine neue Dose vorbereitet. Auch der Herr Baron lobte den Mallerkoff ausdrücklich, da er diesmal ofenfrisch war.

Jeden zweiten Sonntag hatte ich am Nachmittag frei, wie zuvor auch bei Grazens und ich durfte nach Burg fahren. Die Küche und den Hühnerstall musste ich auch am Sonntag in Ordnung halten. Dafür gab es keine Vertretung. Da musste ich mich beeilen, um pünktlich fertig zu werden. Ich hätte mit der Spreewaldbahn nach Burg fahren können, aber die Fahrkarten kosteten hin und zurück achtzig Pfennige. Jeden Pfennig musste ich sparen, da nahm ich lieber das Angebot von Fräulein Prasse an und lieh mir ihr Fahrrad. Das hatte auch den Vorteil, dass ich zeitunabhängig war. Ein eigenes Fahrrad für sechzig bis achtzig Mark konnte ich mir noch nicht leisten. An kalten Wintertagen bin ich dann doch lieber mit der Bahn gefahren. Die Frau Baronin hätte gern gesehen, wenn ich auf meinen freien halben Tag verzichten würde, denn im Winter würde sie immer eine Arbeit für mich finden.

Als ich mich am ersten kalten Wintersonntag bei den Herrschaften nach dem Mittagstisch abmelden wollte, reagierte die Baronin mit einem „Nein“.

„Bei der Kälte fahren sie nicht! Sie wollen wohl krank werden!“

Sie war im Glauben, dass ich mit dem Fahrrad fahren würde, wie sonst immer. Die achtzig Pfennige Fahrgeld schenkte mir aber die Mamsell, weil sie die Pläne der Baronin kannte und damit nicht einverstanden war. Fräulein Prasse tat für mich alles, was sie konnte. Als ich der Baronin sagte, dass ich mit der Bahn fahren würde, sagte sie höhnisch:

„Haben sie denn so viel Geld?“

„Fräulein Prasse schenkte mir das Fahrgeld“, antwortete ich.

Dann holte sie in ihrer Rede mächtig aus und fuhr fort:

„Nun werde ich Ihnen mal etwas sagen: Erstens wird ihnen Fräulein Prasse nicht immer das Geld geben und zweitens geziemt es sich nicht für ein Mädchen wie sie, sich in die Bahn zu setzen!“

Da schaltete sich der alte Baron ein, der solange kein Wort sagte. Er hatte schon seinen Gehstock in der Hand und war auf dem Weg zum Schlafgemach, um seinen gewohnten Mittagsschlaf abzuhalten.

„Lass sie doch fahren!“, meinte er und hatte noch eine Frage an mich auf den Lippen. Aber die Baronin unterbrach ihn schnell und sagte:

„Komm Männe, lass die Jugend fahren.“

Dieses Gespräch blieb mir bis heute in Erinnerung. Es war für mich unfassbar, dass man im zwanzigsten Jahrhundert noch so eine rückschrittliche Anschauung seinem Dienstpersonal gegenüber haben konnte.

Der Baronin kam zu Ohren, dass ich ein Verhältnis mit dem Bruder des Schweizers Franz hatte. Darauf hin sprach sie mich an. Zunächst wusste ich gar nicht, was sie wollte, denn sie machte es richtig spannend. Mit ihrem Gehstock fuchtelte sie in die Richtung, in der ich ihr folgen sollte. Dabei sagte sie wiederholend:

„Kommen sie nur, kommen sie nur ...“, bis sie mit mir im Esszimmer ankam. Dann stellte sie sich vor das große Fenster und sagte: „Kommen sie nur her!“. Dabei winkte sie mir zu.

Was sie jetzt wohl vorhaben würde, war mir völlig unklar. Nun fing sie wieder an, mit ihrem Stock herumzufuchteln.

„Sehen sie mal zum Fenster hinaus! Sehen sie den hohen Baum, der bis zu diesem Fenster dort oben reicht?“

Ich nickte und war gespannt, was nun kommen würde.

„Das Zimmer dort oben war das unseres Stubenmädchens Lisa. Und denken sie nur! Dort hinauf, auf diesen Baum kletterte eines Abends der Schweizer, welcher ja nun ihr Schwager werden soll, hinauf und sah zu, wie sich Fräulein Lisa wusch. Denken sie nur!“

Ich hatte große Mühe, einen ernsten Gesichtsausdruck zu behalten, und sagte:

„Jawohl, Frau Baronin!“

Wortlos entließ mich die alte Dame, die scheinbar alles versuchte, um mir den Kontakt zu dieser Schweizerfamilie auszureden.

Ich hatte Spaß daran, diese Geschichte meinem zukünftigen Schwager zu erzählen, der ja die Alte gut kannte. Er hatte ein anderes Erlebnis auf Lager und erzählte:

„Jeden Morgen, sehr früh, wenn ich beim Melken bei einer bestimmten Kuh angekommen war, eröffnete sich für mich ein köstliches Bild. Das nicht mehr ganz junge Fräulein Baroness machte nämlich zu dieser Zeit, sportlich wie sie war, täglich auf dem Balkon ihre Morgengymnastik, und zwar im Evakostüm. Natürlich hielt ich die Melkzeit bei dieser Kuh immer ein. Das Fräulein Baroness konnte mich sehen und hielt ihre Zeit auch immer ein.“

Von der Baronin gab er noch eine lustige Geschichte zum Besten, wie sie den Freund des früheren Stubenmädchens Herta, der sich unter des Mädchens Bett versteckte, mit ihrem Krückstock hervorzog. Eine frühere Mamsell wollte dem Mädchen wohl eins auswischen und erzählte der Baronin, dass Herta ihren Verehrer im Zimmer hätte. Die Baronin nahm neben der Mamsell auch den alten Baron mit. Gemeinsam standen sie vor der Tür und lauschten. Als niemand zu hören und zu sehen war, klopfte sie an die Tür. Als Herta öffnete und auch drinnen kein Verehrer zu sehen war, wollte der Baron schon gehen mit den Worten:

„Da ist doch keiner!“

Aber die Mamsell erwiderte gleich hinterhältig:

„Gucken sie doch mal unters Bett, Frau Baronin!“

Die Baronin suchte mit ihrem Spazierstock den Raum unter dem Bett ab und hatte Erfolg. Sie zog den Jüngling hervor. Ängstlich stand er vor der Adelsfrau und versprach ihr dann recht artig, die Herta heiraten zu wollen.

Die alte Mamsell machte sich auf dem gesamten Gutshof immer unbeliebter und so wurde ihre Stelle bald für die Nachfolgerin, Käthe Scholz frei. Immer wieder kramte die Baronin Begebenheiten hervor, welche die aus ihrer Sicht schlechten Seiten meiner sich anbahnenden Verwandtschaft aufzeigen sollten. So erzählte sie mir von den Jungen des Cousins vom Franz, die durch die Klappe des Gutshühnerstalles hindurchkrochen, um Eier zu stehlen.

„Stellen sie sich vor, ich habe sie mit meinem Gehstock alle wieder herausgezogen.“

Die Baronin wollte mir halt immer wieder klarmachen, dass dieses Verhältnis zu Paul nichts für mich wäre. Zu Weihnachten schenkte sie mir dann trotzdem aus dem gebrauchten Bestand der Kutscherwäsche dunkelblaue Bettwäsche mit nur ganz wenig Weiß drin. Ledige Kutscher von außerhalb bekamen so ihre Betten bezogen. Eine Kutscherkammer gab es aber nicht mehr, da diese jungen Leute jetzt aus dem Dorf kamen und zu Hause schliefen. Die Baronin war der Meinung, dass solche Bettwäsche für meinen zukünftigen Mann und mich auch passend wäre. Er war ja nur Schweizer.

*

Paul besuchte mich, so oft er konnte, mit seinem Motorrad. Im Winter war es ihm aber nicht immer zuzumuten. Mildere Tage, die es im Januar 1937 gab, nutzte er aber weiterhin für einen Besuch. Auf diese Begegnungen freute ich mich immer sehr. Im Februar wurde es dann aber durchgängig kälter und ich musste meist mit Briefen vorliebnehmen. Einmal schrieb er mir den noch alten Text von dem Lied „Die weiße Taube“ auf. Mit Liedertexten und überhaupt mit Musik war ich zu begeistern.

Als ich das erste Mal bei ihm in Trebendorf bei seinen Eltern war, brachte Paul eine Geige zum Vorschein und konnte sogar darauf spielen. Das versetzte mich in Erstaunen, denn ausgerechnet Geige spielen, hatte ich ihm bei seiner körperlich schweren Arbeit nicht zugetraut. Auch ein Glockenspiel gab es im Burschenzimmer der Schweizerfamilie. Es stammte von Franz, der es seinen Brüdern in Trebendorf zum Spielen hinterlassen hatte. Über die musikalischen Fähigkeiten meines Freundes war ich völlig überrascht. Er spielte neben der Geige auch Mandoline, Violinzitter und natürlich auch Mundharmonika. Wir sangen gemeinsam und er begleitete mein Singen auf seinen Instrumenten.

Mein Bruder Alfred hatte später bei Familienfeiern oft seine Anekdote vom Glockenspiel drauf.

„Paul, weißt du noch?“, fing er immer an. „Als ich euch mal besucht hatte, wolltest du Minna dein Glockenspiel zeigen, während dessen du mich zum Essen rausschicktest.“ Dieses Thema sorgte immer wieder für Belustigung.

Schon einige Zeit, bevor ich in Trebendorf eingeladen war, erzählte ich meiner Mutter begeistert von meiner Beziehung zu Paul und von der guten Meinung der Mamsell von ihm. Mutter war überhaupt nicht angetan von dieser Beziehung. Er wäre zu alt für mich und ich könnte doch eine ganz andere Partie machen, eventuell in eine Landwirtschaft einheiraten, war ihre Reaktion. „Zu Hause“, sagte sie, „willst du nicht einmal die Ziege melken und nun willst du einen Schweizer heiraten?“ Damit hatte sie ja nicht ganz Unrecht, aber am Beruf des Partners sollte doch eine Beziehung nicht scheitern. Ich suchte damals einen treuen Lebenskameraden und glaubte, diesen jetzt gefunden zu haben. Heiraten wollte ich erst mit einundzwanzig Jahren, denn meine Stelle gefiel mir trotz einiger Ausnahmen recht gut.

Wenn meine Mutter auch nicht begeistert von meinem Freund war, so blieb ich trotzdem bei meiner Entscheidung. Meiner Mutter waren die Tugenden eines Menschen in der Partnerschaft völlig unerheblich, für sie war der Besitz einer Bauernwirtschaft von Bedeutung. Deswegen hatte sie auch schon für mich vorgesorgt. In der Nachbarschaft gab es einen geistig sehr unbemittelten, viel älteren Bauernsohn mit einer kleinen sehr verlotterten Wirtschaft. Eine Verheiratung mit ihm sollte für mich die richtige Partie werden. Schon diese Gedanken und diese Zustimmung nahm ich damals meiner Mutter sehr übel.

Bei nächster Gelegenheit stellte ich ihr meinen Freund vor, worauf Mutter und mein fünf Jahre jüngerer Bruder Alfred sehr gespannt waren. In der dicken Motorradkleidung erschienen wir beide klein und pummelig. Viel zu bereden gab es nicht. Nach der kurzen Vorstellung waren wir auch bald wieder verschwunden. Als ich dann eines Sonntags allein kam, sagte mein Bruder: „Ich dachte, wunder was du uns vorstellen würdest, und nun so einen Kleinen.“ Alfred war ja erst dreizehn Jahre alt und ich erklärte ihm, dass es auf die inneren Werte eines Menschen ankomme.

Ein Jahr später wurde Alfred Fleischerlehrling. Er war tüchtig und entwickelte sich in seinem Leben recht gut. Er war ein gutausssehender überall beliebter Mann. Ich schätzte ihn sehr.

Mein Stiefvater lebte jetzt in Cottbus bei seiner Freundin und die Scheidung von meiner Mutter war schon im Gange.

*

Die guten Familienverhältnisse bei meinen zukünftigen Schwiegereltern und allen Geschwistern, es waren neun, gefielen mir sehr. Bei unserem nächsten Treffen im Schlosspark sagte Paul zu mir:

„Minna, wir sollten heiraten, denn wir wollen doch sowieso zusammenbleiben.“

„Nein Paul“, sagte ich, „für eine Ehe fühle ich mich noch zu jung. Ich möchte erst mit einundzwanzig Jahren heiraten. Bis dahin werde ich bei den Wackerbarths bleiben. Ich habe in Briesen viele gute Freunde gefunden, darunter den Gärtner und seine Frau, die Familie um Franz und auch Lene, das Stubenmädchen. Sie fertigt mir übrigens für kleines Geld manchmal schöne Sachen an. Außerdem würde es gar nicht gehen, weil mein Vormund, Christian Graz, ein Cousin meiner Mutter, dem zustimmen müsste. Ich glaube nicht, dass er das täte. Bei ihm vorzusprechen, traue ich mich nicht.“

Mein guter Freund schien verstimmt und sagte:

„Du musst mal überlegen: Die weiten Fahrten zu dir kosten jedes Mal viel Zeit und Geld. Zunächst könntest du nach Trebendorf ziehen und im Beamtenhaushalt arbeiten. Dort ist zurzeit meine Schwester tätig. Nebenbei füllt sie Milchflaschen im Kühlraum des Markenmilchstalles. Diese Milch wird dann, nachdem Hedel fertig ist, als Kindermilch sehr früh am Morgen nach Döbern gefahren. Wäre das nichts für dich?“ Von diesem Vorschlag war ich nicht gerade begeistert. Ich blieb deshalb auch bei meinem Nein. Paul redete weiter auf mich ein und erklärte mir seine Beweggründe.

„Ich bin nun fünfundzwanzig Jahre alt“, sagte er, „und habe eine Enttäuschung hinter mir. Meine Verlobte war nicht treu. Weil unsere Schweizerfamilie im Trebendorfer Gut eine neue Stelle annahm und ihr die Strecke dorthin zu weit war, schaffte sie sich einen anderen Freund an. Ich meine es ehrlich mit dir. Wir brauchen ja in Trebendorf nicht gleich sofort zu heiraten.“

Ich hörte mir das alles an und sagte nach einer Weile:

„Gut, ich komme zu dir nach Trebendorf, so können wir uns sicher noch besser kennenlernen.“

Mit dieser neuen Nachricht ging ich nach Burg zu meiner Mutter. Sie hatte sich inzwischen bei Leuten aus Trebendorf über die Schweizerfamilie Auskunft geben lassen. Dort erfuhr sie nur Gutes, deshalb sagte sie mir:

„Wenn du schon dort in Trebendorf bei deinem Kavalier wohnen willst, dann musst du dich auch vorher verloben, sonst gehört sich das nicht.“

Am 16. Mai, zu Pfingsten 1937 verlobten wir uns ohne viel Aufsehen. Ich hatte von der Baronin frei bekommen. Von der Verlobung wusste sie aber nichts, sonst würde sicher aus dem „Großfrei“ nichts werden.

Als ich mich in Briesen bei der Baronin zurückmeldete, sagte ich ihr, dass Freitag, der 18. Juni mein letzter Tag bei ihr sein werde, da ich zu meinem Verlobten nach Trebendorf ziehen würde. Die Baronin war völlig fassungslos.

„Was wollen sie denn in Trebendorf, meine Liebe?“

„Ich werde dort im Rittergut arbeiten.“

„Nein! Das machen sie lieber nicht, Minnachen. Bleiben sie bei uns, sie würden es sonst sicher bereuen. Gehen sie nicht zu den Natzmers. Der Gneomar von Natzmer hat keinen guten Ruf.“

„Ich habe mich bereits zu diesem Schritt entschieden und bitte die Baronin, gehen zu dürfen.“ sagte ich und bat um Verständnis. Dann begab ich mich in mein Zimmer. Als Lene von meiner Verlobung erfuhr, sagte sie zu mir:

„So ein junges Put will sich verloben.“

Sie fand das überhaupt nicht gut, denn sie hatte ganz andere Vorstellungen vom Leben, als ich. Vielleicht hätte sie auch gern mit mir weiter zusammen gearbeitet.

Nach vielen Jahren, als Paul und ich bereits im Rentenalter waren, besuchte uns Lene gemeinsam mit ihrer Tochter. Sie erzählte aus ihrem Leben, dass sie, nachdem sie ihre Jugend in vollen Zügen genossen hatte, einen viel älteren Mann, den sie nie geliebt hatte, heiratete. Er brachte drei Kinder mit in die Ehe. Richtig glücklich war sie seit dem nie mehr.

Als ich mich an meinem letzten Arbeitstag von den Herrschaften verabschiedete, erhielt ich eine Beurteilung. Darin stand als Grund der Beendigung des Arbeitsverhältnisses: „Fräulein Minna Graz hat sich bei mir verlobt. Deshalb verlässt sie unser Rittergut“. Die Beurteilung der Baronin interessierte mich wenig, sie interessierte auch später meinen Schwiegervater nicht. In dessen Familienbetrieb, in seiner Schweizerfamilie sollte ich ja später arbeiten.

Zu meinem achtzehnten Geburtstag machten Paul und ich eine schöne Motorradfahrt nach Schlesien in die Nähe von Bunzlau. Wir besuchten seine Tante und Freunde und Bekannte. Es war ein schönes Erlebnis, auch wenn wir beide nicht viel Geld hatten. Ich hatte gerade mal fünf Mark mit. Paul musste noch Raten für sein Motorrad abzahlen und hatte auch nicht viel drüber. Unser Geld reichte am Ende gerade noch so für den Sprit der Heimfahrt.

Den Anblick unterwegs auf die neu angelegten Siedlungen der Stadt fand ich herrlich. Diese Gegend wurde damals wegen der malerisch schönen Landschaft „das Paradies“ genannt. Da 1937 schon von Krieg gesprochen wurde, sagte ich unterwegs zu Paul, dass es schade wäre, wenn ein Krieg das alles zerstören würde. Leider bewahrheiteten sich bald meine Befürchtungen.